



MARK BROWN

## Eine neue Gesellschaft? Von Kollektiven, Assoziationen und der Repräsentation des Nicht-Menschlichen



MATTHIAS GROSS

WERNER KRAUSS, „Hängt die Grünen“: Umweltkonflikte, nachhaltige Entwicklung und ökologischer Diskurs. Berlin: Dietrich Reimer Verlag 2001, 328 S., br. EUR 29,90

BRUNO LATOUR, Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2000, 385 S., br. EUR 13,-

BRUNO LATOUR, Das Parlament der Dinge. Für eine Politische Ökologie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2001, 365 S., br. EUR 20,80

JOHN LAW / JOHN HASSARD (Hrsg.), Actor Network Theory and After. Oxford: Blackwell 1999, 256 S., br. £ 14,99

MIKE MICHAEL, Reconnecting Culture, Technology and Nature: From Society to Heterogeneity. London: Routledge 2000, 192 S., br. £ 16,99

HANS-JÖRG RHEINBERGER, Experimentalsysteme und epistemische Dinge. Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas. Göttingen: Wallstein 2001, 344 S., br. EUR 29,-

### I.

Die Soziologie hat sich seit dem zweiten Weltkrieg gegenüber anderen Disziplinen u.a. durch eine Ausgrenzung nicht-sozialer Entitäten und natürlicher Erklärungen etablieren können. Wenngleich die soziologischen Klassiker der nicht-sozialen Umwelt noch Bedeutung für die Analyse des Sozialen zusprachen, so geschah die Auslegung dieser doch häufig bereits vor dem Hintergrund, die materielle Umwelt in modernen Gesellschaftsformen für das Verständnis vom Sozialen zunehmend als irrelevant zu betrachten. Die moderne Soziologie sah in einer Abwendung von außersozialen Erklärungen das genuin soziologische Grundparadigma. Soziales wurde mit Soziallem erklärt. Und anders als noch bei *Durkheim* gehörten zu den sozialen Fakten nun nicht mehr die vom Menschen geformten materiellen Dinge, die sie umgeben.

Auch die Wissenschaftssoziologie hat lange Zeit dieses Paradigma der Soziologie nicht verlassen. Bei *Robert Merton* wurde die Wissenschaft vom Rest der Gesellschaft durch ihre besonderen *sozialen* Normen abgegrenzt. In den 1970er Jahren begannen dann Soziologinnen Wissenschaft selbst als eine Klasse von Erkenntnissen zu betrachten, die wie andere kulturelle Bereiche (z.B. Religion, Wirtschaft, Familie) zu untersuchen sei, wie z.B. beim sogenannten „strong programme“ der Edinburgh School. In Abgrenzung von *Merton* forderte das

strong programme, dass für die soziologische Analyse von falschen und wahren Theorien die gleichen Kategorien zu verwenden seien. Der Vorteil dieses „Symmetrieprinzips“ war, dass erst einmal alle Überzeugungen gleich behandelt werden konnten. Aus dieser Tradition heraus entstanden seit den späten 1970ern eine Reihe von prominenten Studien, welche naturwissenschaftliche Laborpraxis aus der Perspektive eines Anthropologen beobachteten. Zu diesen „Anthropologen“ gehörte auch der französische Wissenschaftssoziologe *Bruno Latour*.<sup>1</sup> Allgemeines Ergebnis jener Studien war dann, dass im Labor auch nichts besonders „Wissenschaftliches“ passiert, d.h. die wissenschaftliche Praxis ist nicht mehr oder weniger rational oder sozial als die Praktiken anderer menschlicher Handlungsbereiche wie Kunst, Wirtschaft oder Politik auch. Wissenschaftliche Ergebnisse kommen in dieser Lesart durch Aushandlungen, kulturelle Besonderheiten, Interessen oder Konflikte zustande. Die hier ansetzenden Diskussionen über die Ethnografie des naturwissenschaftlichen Labors, kreisten u.a. darum, dass der alterierten Natur in und auf den Experimentiergeräten und den Arbeitsbanken der Wissenschaftler keinerlei Bedeutung für die gewonnenen Ergebnisse zugestanden wurde.<sup>2</sup>

Das war auch der Angriffspunkt *Latours*, der in den folgenden Jahren am erwähnten traditionellen Paradigma der Soziologie zu rütteln begann. Die Erklärung, dass jegliches wissenschaftliche Ergebnis Verhandlungssache sei, wollte ihm nicht genügen. Seine Meinung war, dass die Wirklichkeit der Natur mitverhandle. *Latour* kündigte kurzerhand das sozialkonstruktivistische Paradigma der Soziologie auf und begann eine „symmetrische Anthropologie“ zu entwickeln. Der Ansatz wird heute allgemein Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) genannt.<sup>3</sup> Das alte Symmetrieprinzip wurde hier erweitert. Nicht nur wahre und falsche Ergebnisse sollten mit der gleichen Begrifflichkeit erfasst werden, sondern auch eine weitere Gruppe von Mitspielern. Es sind dies die Pflanzen und Tiere, Maschinen, die materiellen Widerstände, die Eigendynamiken der wissenschaftlichen Instrumente, kurz: alles, was traditionell in der Soziologie als „unsozial“ gegolten hatte.

Für *Latour* ist die Trennung von Mensch und Nicht-Mensch, von Natur und Gesellschaft nicht brauchbar für eine adäquate Analyse von Vorgängen in der Gesellschaft. Diese Vorgänge wollte er vielmehr als Konstruktion von „Hybriden“ oder „Quasi-Objekten“ bestehend aus menschlichen und nicht-menschlichen Elementen verstanden wissen. In den 1980er Jahren propagierte *Latour* daher eine radikale Symmetrisierung bei der die *a priori* Unterscheidung zwischen menschlichen und nichtmenschlichen Entitäten fallengelassen werden sollte. Es sind die anderen Formen der „Kommunikation“ und Interaktion mit der nicht-menschlichen Umwelt, die als Teil der sozialen Realität verstanden werden sollen. Um alle Seiten begrifflich zu erfassen, führte *Latour* den aus der Semiotik entlehnten Begriff des Aktanten ein. Nicht nur die Menschen, sondern auch die Dinge der Natur und der Technik sind Aktanten im sozialen Gewebe; sie verbinden sich zeitweilig mit menschlichen Aktanten, sie dienen dazu, Macht auszuüben. Moral durchzusetzen oder allgemein zu behindern oder zu ermöglichen. Demzufolge sind Natur und Gesellschaft die Produkte, nicht die Ursachen, des Beilegens von sozialen Kontroversen um Wissenschaft und Technik. *Latour* nannte diese Sichtweise „nicht-modern“ und kontrastierte sie mit der „Konstitution der Moderne“, die es zwar ermöglichte, durch praktische Kombinationen zwischen Menschen und Nicht-Menschen immer raffiniertere Technologien zu bauen, dies aber nur unter der Bedingung, dass Menschen als reine Subjekte und Nicht-Menschen als reine Objekte konzipiert wurden.

An dieser Stelle etwa setzen die neu übersetzten Bücher *Latours* ‚Die Hoffnung der Pandora‘ und ‚Das Parlament der Dinge‘, sowie eine Reihe weiterer aktueller Publikationen in der Tradition der ANT an. Wir beginnen hier mit der Betrachtung von ‚Pandora‘ und enden mit dem *Latourschen* ‚Parlament‘. Dazwischen werden wir einige andere Arbeiten in diese Tradition einordnen. Kern der folgenden Betrachtung wird die Bedeutung der Thematisierung und Theoretisierung der nicht-menschlichen Umwelt in der Soziologie sein, um darauf aufbauend *Latours* Verständnis von Politik als Herstellungsraum einer nicht-modernen Form von Gesellschaft zu diskutieren.

## II.

Die Hoffnung der Pandora‘ ist eine Aufsatzsammlung, die eine Weiterentwicklung von *Latours* früheren Büchern darstellt. In den einleitenden Aufsätzen drückt *Latour* zuerst seine Frustration über die in den 1990er Jahren wütenden sogenannten „Science Wars“ aus. Das offensichtliche Nicht-Verstehen-Wollen seiner Arbeiten durch naturwissenschaftliche Kämpfer wie *Alan Sokal*,<sup>4</sup> die *Latour* in eine Ecke des Primitivrelativismus stellen wollen, hat hier einen entscheidenden Beitrag geleistet. Der erste Teil des Bandes beschäftigt sich daher mit Verteidigungen gegen die Behauptungen, *Latour* würde nicht an die Realität glauben, und dass er die Bestimmung von wissenschaftlichen Fakten an die ungebildeten Massen übergeben möchte.

Sein Bild von der Hoffnung und der Büchse der Pandora nutzt *Latour* so: In der griechischen Mythologie hat die Neugierde Pandora zur Öffnung der Büchse verleitet; die Büchse ließ alle Übel der modernen Wissenschaft entweichen. Vor lauter Schreck hatte Pandora aber die Büchse zu schnell wieder verschlossen, bevor die Hoffnung am Büchsenboden mit herausweichen konnte – für *Latour* die Hoffnung auf eine demokratische Diskussion von und mit Wissenschaftlern über das Gestalten des öffentlichen Lebens. Jene Diskussion wurde bis dato immer schnell beendet, da Wissenschaft als rein und unabhängig von Gesellschaft und Politik konzipiert war. Seit der Antike wurde das gemeine Volk immer wieder durch die Behauptung zum Schweigen gebracht, die Lösungen für gesellschaftliche Probleme wären außerhalb der Gesellschaft zu finden: entweder im Reich der *platonischen* Ideen, von Philosophen erkundet, oder in den Gesetzen der Natur, von Naturwissenschaftlern entdeckt. Daher sieht *Latour* in der Debatte zwischen *Sokrates* und *Kallikles* in *Platons* ‚Gorgias‘ nicht nur den bekannten Kampf zwischen Macht (*Kallikles*) und Vernunft (*Sokrates*), sondern auch eine heimliche Übereinkunft zwischen den beiden Protagonisten, dass das *Demos* nicht in der Lage ist, sich selbst zu regieren, und entweder von einem Philosophen oder einem Demagogen geführt werden muss (265-289). *Latour* wirft hier zwar ein neues Licht auf ein altes Problem, aber es ist doch erstaunlich, dass er hier fast so tut, als ob sich noch niemand für öffentliche Beteiligung in der Wissenschafts- und Technologiepolitik eingesetzt hätte. Leider bietet er daher auch keine konkrete Kritik an den bisherigen Versuchen von Bürgerinitiativen, Parlamenten, und Akademikern, auf verschiedenste Weise Wissenschaft und Technik zu demokratisieren.

Im Laufe des Bandes zeigt *Latour*, wie weit er sich tatsächlich von den Vorwürfen, er sei ein Sozialkonstruktivist oder Relativist entfernt hat. Seine Alternative zu der alten Konstruktivismus versus Realismus Debatte tauft *Latour* den „realistischen Realismus“. Er lokalisiert das Problem in der falschen Annahme einer absoluten ontologischen Unterscheidung zwischen dem kognitiven Subjekt und der äußeren Welt. Um die Seiten zu überbrücken, so *Latour*, argu-

mentierten die Realisten heute, dass die Wissenschaft den Schlüssel der Erkenntnis liefere und die Relativisten, dass die Wissenschaft auch nur eine weitere kulturelle Praxis und ein weiteres Sprachspiel sei. *Latour* hält dagegen, dass diese Unterscheidung in Wirklichkeit nur ein Konstrukt der Moderne sei, wenn auch ein besonders wirkungsvolles. Um dieses Konstrukt endlich zu überwinden, führt uns *Latour* in die Welt der „Handlungsketten“ bestehend aus Menschen und Nichtmenschen ein.

Dazu gehört eine Expedition in den amazonischen Regenwald. Dort erfordern Wissenschaftler die sich verschiebende Grenze zwischen Savanne und Wald. So sieht *Latours* Begründung für die Notwendigkeit zum Verständnis einer Handlungskette zusammengesetzt aus Menschen und Nichtmenschen aus: Nähme man den Forschern im amazonischen Regenwald den Wald weg, was würde ihnen bleiben? Nichts. Der Wald selbst müsse also als Teil des Forschungsprozesses in soziologische Analysen eingebracht werden. Es ist jedoch nicht so leicht, denn eine Boden- oder Pflanzenprobe ist nicht einfach ein Teil des Waldes oder ein Stück Natur. Eine Probe wird verschiedenen Übersetzungen unterzogen, in dem ein Wissenschaftler z.B. ein Stück Erde mithilfe einer Farbtafel identifiziert, die Farbe in eine Zahl übersetzt und diese dann in eine mathematische Gleichung einfügt. Dazu gehören an zentraler Stelle Exkremen von Regenwürmern (81), da diese Tiere für einen Streifen tonhaltigen Bodens verantwortlich gemacht werden, der einen Hinweis darauf zu geben verspricht, ob der Wald nun vordringt oder zurückweicht. Die Wissenschaftler und ihre Helfer setzen die gesammelten Pflanzen und die Exkreme der Würmer im Labor oder bereits beim Feierabendtreffen im Café neu zusammen, vereinigen sie neu und verteilen sie wieder nach neuen Erkenntnissen. Sie transformieren sie in Dinge, die in die Sprache der Wissenschaften übersetzt werden. „Damit die Welt erkennbar wird, muss sie zu einem Laboratorium werden, und um einen jungfräulichen Urwald in ein Laboratorium zu verwandeln, muss er die Form eines Diagramms annehmen“ (57). Diesen Prozess dokumentiert *Latour* für seine Leser peinlich genau. In jedem Schritt wird die Materie in eine Form übersetzt, nur um im nächsten Schritt als Materie wieder in eine andere Form transformiert zu werden (84ff.). Diese Repräsentation des Waldes ist das Ergebnis einer langen Kette von Übersetzungen. „Jedesmal haben wir an Lokalität, Partikularität, Materialität, Vielfalt und Kontinuität verloren, so dass am Schluss fast nichts mehr bleibt als einige Blätter Papier“ (87). Der Gewinn ist aber „ein Mehr an Kompatibilität, Standardisierung, Text, Berechnung, Zirkulation und relativer Universalität“ (87). Für *Latour* ist es wichtig zu betonen, dass die Erscheinungen dieses Gewinns sich nicht an einem fixen Schnittpunkt zwischen dem Wald und der wissenschaftlichen Darstellung finden, sondern dass sie entlang einer reversiblen Transformationskette *zirkulieren* (88). Mithilfe von Maschinen und mit der bildlichen Unterstützung von Displays erhofft der Wissenschaftler sich dann die abgebildeten Ergebnisse in eine Theorie über die Zukunft des Waldes zu übersetzen: Dringt der Wald vor, oder eher die Savanne? Wie auch immer das Ergebnis ausfällt, es wird weiter zirkulieren: Über Fax, Diskette, E-mail und irgendwann vielleicht sogar in wissenschaftlichen Lehrbüchern. Die naturwissenschaftlichen Tatsachen sind für *Latour* wirklich, aber ohne die Forschung und ihre Übersetzungsarbeiten würde es sie nicht geben. Dies zu verdeutlichen ist *Latours* Anliegen, wenn er von der *Wirklichkeit der Wissenschaft* spricht.

Ein weiteres Beispiel in ‚Pandora‘ ist *Latours* Diskussion über den Gebrauch von Schusswaffen. Mit diesem Beispiel illustriert er, dass die Kontrolle darüber ob „Wirten Menschen töten“ oder ob „Menschen Menschen töten“

überflüssig sei, da eigentlich weder Waffen noch Menschen töten, sondern tatsächlich ein „Kollektiv“; ein Terminus, der für den alten Begriff Gesellschaft eingetauscht wird. *Latour* These ist, dass wir alle in Kollektiven und nicht in einer Gesellschaft leben. Unter Kollektiv versteht er „den Austausch menschlicher und nicht-menschlicher Eigenschaften innerhalb einer ‚Körperschaft‘“ (236). *Latour* erzählt dann, wie ein Waffenbesitzer das Potential für verschiedenste Handlungen mit der Waffe besitzt, die aber alle ohne die Waffe nicht möglich wären: Ein Sammlerstück, ein Mordinstrument, eine Jagdwaffe, ein Tauschobjekt und vielleicht sogar der Ersatz für einen Hammer. Möglichkeiten wie diese sind in den Umständen des alltäglichen Handelns mit Technik in verschiedenen Bereichen vorgegeben, wenngleich sie nicht beliebig sind. Die Waffe als Hammer zu benutzen ist sicherlich schon an der Grenze der Möglichkeiten, sie als Musikinstrument zu nutzen, wird noch schwieriger. Um die durch materielle Dinge eröffneten Möglichkeiten zu erfassen, sollen sie in die soziologische Analyse integriert werden. Denn wer ist der Akteur in *Latours* Geschichte? *Latour* nennt „ihn“ eine „Bürger-Waffe“ oder einen „Waffen-Bürger“. Denn mit „der Waffe in der Hand bist Du jemand anderes, und auch die Waffe ist in deiner Hand nicht mehr dieselbe“ (218).

Mit solchen Beispielen versucht *Latour* zu zeigen, dass die traditionelle Kluft zwischen Natur oder Technologie (Objekte) und den menschlichen Akteuren (Subjekte) in erster Linie keine ontologische, sondern eine politische ist. Diese Politik ist seit der Antike eine technokratische gewesen, und *Latour* schlägt eine alternative Politik vor, worin sich menschliche und nicht-menschliche Wesen in einer „Kosmopolitik“ versammeln können. Weiter geht er in „Die Hoffnung der Pandora“ noch nicht. Im neuen Buch, „Das Parlament der Dinge“, will er endlich die alternative Politik des nicht-modernen Kollektivs genau darlegen. Dazu aber später mehr.

### III.

„Actor Network Theory and After“ ist ein Sammelband, der eine Bestandsaufnahme der aktuellen ANT-Arbeiten liefern soll. Die zwölf Autoren des Bandes sind sich mit *Latour* einig, dass die Zeit der Realismus kontra Relativismus Debate zu Ende sein muss. Sie sehen ANT als den richtigen Weg nach vorne. Im Einleitungsartikel verteidigt *John Law* ANT gegen verschiedene, wie er meint, Fehlinterpretationen, insbesondere den missverstandenen Begriff Netzwerk, der im Zeitalter von Internet Verbindungen jeglicher Art bezeichnen würde. Mit Verweis auf die Zeit vor 20 Jahren, als der Begriff Netzwerk noch unbesetzt von anderen Bedeutungen war, erinnert *Latour* daran, dass das Wort ursprünglich „eine Reihe von Transformationen [...] die nicht von den traditionellen Begriffen in der Sozialtheorie erfasst werden konnten“ (15) meinte. *Latour* argumentiert ähnlich wie *Law* und erklärt, dass das Akronym „ANT“ zu einer black box mutiert sei, einer Formel, wie sie nie intendiert war. Die Konsequenzen seien, dass unter dem Begriff Netzwerk lediglich eine Weiterleitung von Dingen und Ideen verstanden wird, ohne die zentrale Bedeutung der „Übersetzung“, einer Deformation und Veränderung an verschiedenen Knotenpunkten, zu erfassen. Ein weiterer interessanter Punkt an dieser Stelle ist, dass *Latour* erläutert, dass ANT keine Theorie sei, sondern eine Methode zum „Reisen von einem Punkt zum nächsten, von einem Feld zum anderen“ (20). Schlussendlich will *Latour* das Geschöpf ANT, d.h. die drei Worte einschließlich des Bindestrichs, über Bord werfen, auf dass ein „neues Geschöpf entstehen kann, leicht und schön: unsere zukünftige Kollektivleistung“ (24).

Das leicht bedrückende an diesem Band ist, dass die prominenten Autoren (einschließlich *Michel Callon* in seinem Aufsatz über die Stabilisierung ökonomischer Märkte) über weite Teile unmotiviert ihren Stand der Dinge darstellen. Der Leser wird zudem überlastet mit immer neuen Begriffen, Neuauslegungen alter Begriffe oder einer erneuten einzig richtigen Auslegung von ANT. Als Einführungsbuch eignet sich dieser Band daher leider nicht. Die langatmigen Begriffsdefinitionen der bekannteren Autoren versperren zudem etwas den Blick auf die fruchtbareren Aufsätze, wie beispielsweise den von *Emilie Gomart* und *Antoine Hennion* über Musikliebhaber und Drogenkonsumenten.

*Gomart* und *Hennion* fragen nicht mehr, wer handelt, sondern, was passiert, und nennen ihren Ansatz alternativ eine event-network theory (ENT). Die beiden Autoren geben gar nicht vor, so revolutionär zu sein, wie viele ihrer ANT Kollegen. Ihr Feldzugang wirkt auch eher wie eine Weiterentwicklung einer bestehenden Soziologie nach *Max Weber*. Sie versetzen sich „verstehend“ in die Rolle der zu untersuchenden Musik- und Drogenkonsumenten, um ein „event“ zu charakterisieren. Das Selbstverständnis der zu untersuchenden Personen soll als theorieleitend aufgefasst werden (230). Aus der Perspektive der untersuchten Personen bekommt die außermenschliche (materielle) Welt quasi Handlungskompetenz zugesprochen. Folglich nehmen die Autoren diese Auffassungen ernst und beschreiben das Nichtsoziale letztendlich „als ob“ es handelt; wenngleich *Gomart* und *Hennion* die Vorstellung einer sinnhaften Handlung zu vermeiden suchen. In ihren ethnographischen Untersuchungen wird die feine Verflechtung zwischen der Hingabe oder einem sich Aussetzen äußerer Einflüsse, wie der Wirkung von klassischer Musik oder dem Einsetzen des Kicks einer Droge, sowie dem aktiven Beherrschen und Umsetzen von Praktiken und sozialer Kompetenz präsentiert. Sie folgern: „Die Droge oder die Musik wird ermöglicht (potentialized), indem der Nutzer das Geschick für die Voraussetzungen der Ankunft von Genuss erwirbt. (...) Der Nutzer strebt vorsichtig danach, diese Voraussetzungen zu erfüllen, damit sie ihn beschlagnahmen (seize) und er von dieser ermöglichten (potentialized) exogenen Wirkung erfasst (taken over) werden kann“ (243). Ob Untersuchungen, die die Pendelbewegung zwischen passiver Erwartung und aktiver ‚Handlung‘ der nicht-menschlichen Umwelt mit dem Begriffsrepertoire der ANT – wie einleuchtend und erhellend sie im Einzelnen auch immer sein mögen – allerdings für ein „danach“ von ANT ausreichen, wie der Untertitel des Bandes ankündigt, bleibt abzuwarten. Die Neuerung besteht eher in der Selbstverständlichkeit mit der unbekanntes empirisches Terrain außerhalb der traditionellen Wissenschafts- und Technikforschung erschlossen wird.

### IV.

*Mike Michael* will in ‚Reconnecting Culture, Technology and Nature‘ mit Rückgriff insbesondere auf die Arbeiten von *Latour*, aber auch anderer ANT Autoren, ein theoretisches Rahmenwerk entwerfen, in dem die Verbundenheit von Kultur, Technik und Natur die zentrale Rolle spielen: Von ‚Gesellschaft zu Heterogenität‘ nennt er das; und *Michael* illustriert sein Vorhaben an verschiedenen empirischen Fällen. Das vielleicht anschaulichste Beispiel ist *Michaels* Selbstexperiment der Durchwanderung der Samaria Schlucht auf Kreta (45-70). Diese längste und tiefste Schlucht Europas war wiederholt von *Michael* besucht worden, um die „Natur“ der Schlucht zu genießen. Beim ersten Versuch wurde *Michael* vor Ort mitgeteilt, dass ein starker Wind, der durch die Schlucht piff, die Gefahr von herabstürzenden Felsbrocken vergrößerte, weshalb er unver-

richteten Naturgenusses wieder abfuhr. In den folgenden Jahren versuchte es *Michael* immer wieder. Manchmal waren zu viele andere Touristen da, um in Einsamkeit die Erhabenheit der Natur zu erleben. Einmal waren es jedoch die neuen noch nicht genügend eingelaufenen Hi-Tech-Wanderschuhe, die *Michael* nach wenigen Stunden mit Blasen an den Zehen den Naturgenuss vermiest. Diese Wanderschuhe sind dann *Michaels* Anhänger dafür, die facettenreichen „Assoziationen“ mit der materiellen Umwelt in allen möglichen Variationen aufzuzeigen. Er beschreibt die Rolle der Schuhe bei der Ordnung und auch der Behinderung seines Kontaktes mit der natürlichen Umwelt. Dies ist erhellend. Der Leser fühlt sich geradezu Seite an Seite mit *Michael*, wie er durch die Schlucht wandert, die materiellen Widerstände die Füße quälen, die Sonne ihn durstigt macht und sein Mund austrocknet. Das erzählerische Talent wird mit der ANT-Sprache ganz sicher unterstützt und *Clifford Geertz* wäre zufrieden, da dem Leser glaubhaft gemacht wird, dass der Autor tatsächlich „dort“ war.<sup>5</sup>

*Michaels* erklärtes Ziel ist es aber, mit neuen Begriffen, insbesondere dem des *co(agent)*, neue Charaktere zu erfinden, die aus Menschen und Nicht-Menschen bestehen (42ff.). Man kann *Michaels* Terminus *co(agent)* eine bestimmte Attraktivität nicht absprechen. Der Begriff nimmt eine entscheidende Funktion insbesondere in den letzten Kapiteln des Buches für *Michaels* Analyse neuer Hybridzusammensetzungen ein. *Michael* erklärt: „Hybride bringen *co-agents* in einem Gemenge aus *co-agency* hervor“ (42). Um die Einheit dieser besonderen Teile eines Hybrides zu erfassen, soll auch der ausübende Zwang und Druck, die Macht, kurz: die *cogency* im neuen Mischbegriff *co(agent)* ihren Niederschlag finden. Ein solcher *co(agent)* ist zum Beispiel der *Hudogledog*, dem das vorletzte Kapitel des Buches gewidmet ist. Ein *Hudogledog* ist ein „Mensch-Hundeleine-Hund“ (*human-doglead-dog*). Man kann erahnen in weiche Richtung *Michaels Hudogledog* Stories und Überlegungen gehen: zerstrittene Siamesische Zwillinge, also zerren der Hund versus ziehendes Frauchen, die kulturell entscheidende Rolle von Haustieren beim Parkspaziergang, die Bedeutung der variablen Länge der Leine zur räumlichen Ausdehnung des *Hudogledog* etc. Wenn dann aber darüber hinaus lediglich mit wieder neuen Hilfs-Metaphern die Alltagsgeschichten der „Kollektive“ neu erzählt werden, ist neben dem Unterhaltungswert bald leider ein wenig die Luft draußen.

Der immer wieder getätigte Verweis darauf, dass ja Gesellschaft, Natur und Technik eigentlich und endlich als Hybride Netzwerke mit *co(agent)* verstanden werden sollten, leuchtet bei den vorgeführten Beispielen immer ein. In den weiteren Essays z.B. über den Zusammenhang zwischen der Fernsteuerung eines Fernsehers und den sich davor lümmelnden „couch potatoes“ mag es leicht so erscheinen, dass die *Latourschen* Anregungen zwar das begriffliche Werkzeug für eine unterhaltende Geschichten liefern können, dass dies aber noch nicht für eine Weiterführung der ANT ausreicht. Diese Geschichten zeigen jedoch erneut, wie das Einbeziehen von nicht-sozialen Akteuren eine umfangreichere Beschreibung sozialen Lebens ermöglicht. Es wird vorgeführt, wie das Soziale als soziologische Kategorie erheblich verändert wird, indem in die Analyse nicht-menschliche Akteure als prägende Einflüsse einbezogen werden.

## V.

Dass die strenge Befolgung der Terminologie der ANT nicht unbedingt eingehalten zu werden braucht, wie bei *Michael*, und auch nur als lockere Anregung für empirische Forschungen zusammen mit anderen Ansätzen erfolgreich genutzt werden kann, zeigt *Werner Krauß* in seiner ethnologischen Studie über ei-

nen Naturpark im Südwesten Portugals. Sie trägt den schönen Titel ‚Hängt die Grünen‘, übernommen aus einem Graffitipruch, offensichtlich von Gegnern des Naturparks an eine Hauswand gesprüht. *Krauß* glaubt mit den Überlegungen *Latours* einen Ansatz gefunden zu haben, der der empirischen Realität, wie *Krauß* sie vorzufinden glaubt, besser entspricht als die Opposition von Natur und Kultur wie sie traditionellerweise auch in ethnologischen Untersuchungen vorausgesetzt wird (16). Es ist das Netzwerk *Latours*, das mit einem fragilen Faden „so unterschiedliche Dinge wie Natur und Kultur, Wissenschaft und Erkenntnis, Politik und Ökonomie, menschliche und nicht-menschliche Akteure“ (58) miteinander verbindet. *Krauß* schwebt bei seiner Studie „das Aufzeigen einzelner Knotenpunkte, die zumindest momentweise einen Einblick in die Konstruktion von Natur und Kultur geben“ (59) vor. Er versteht unter einem Netz eine Serie von Transformationen und Übersetzungen, wobei jede Veränderung in irgendeiner Verbindung zwischen verschiedenen Akteuren eine Veränderung anderer Akteure bewirkt. *Krauß* macht damit genau das, was *Latour* in ‚Actor Network Theory and After‘ vorschlug: ANT als Methode des Reisens von einem zum nächsten menschlichen und nicht-menschlichen Knoten im Netz zu nutzen und verschiedene Perspektiven darzustellen. Er zeichnet mit diesem Ansatz die Macht- und Beziehungsnetze des Naturschutzes zwischen den einheimischen Bewohnern, der EU-Politik, lokalen Unternehmern und dem sich ausbreitenden Tourismus nach. Reflexionen darüber, warum bestimmte Gruppen sich durchsetzen oder warum andere in die Defensive gehen, werden mit Erklärungen wie der neuer Gesetze oder dem Hunger nach mehr Tourismus getätigt. *Krauß* erzählt zum Beispiel die schöne Geschichte der Konflikte um die Züchtung des Eukalyptus im Landkreis Odemira aus unterschiedlichen Perspektiven und führt diese dann zusammen (132-191). Am Knotenpunkt ‚Eukalyptus‘ treffen sich die verschiedenen Fäden von z.B. Portugals Beitritt in die EU, von lokalen Brandstiftern und globalem Umweltdiskurs, der portugiesischen Exportbilanz, der Diskussion um das Ozonloch, dem Weltgipfel zur Umwelt in Rio oder auch der Bedeutung der Lokalpolitik der Region Odemira. Das sind jedoch alles traditionelle Beschreibungskategorien und man könnte hier einwenden, dass *Krauß* auch ohne seine Kenntnis von ANT zu ähnlichen Ergebnissen gekommen wäre. *Krauß* jedoch folgert, der Eukalyptus ist im Sinne *Latours* „Natur und Kultur, er ist ein ‚Hybrid‘ par excellence“ (189).

Es ist der lebhaftige Stil und die zugängliche Sprache der Darstellung des empirischen Materials mit der *Krauß* zu überzeugen weiß. Dabei ist er ganz Ethnologe. Er versteht es, dem Leser das Exotische heimisch zu machen. *Krauß* entwirft ein lebendiges Bild der Entwicklung des Naturparks und seiner Konflikte um ihn. Kurzum: Ein gut gelungenes Stück zeithistorisch-systematischer Analyse, von ANT informiert, ohne jedoch den Leser mit allzu viel metaphorischem Ballast zu überschütten.

## VI.

Mit *Hans-Jörg Rheinbergers* Buch ‚Experimentalsysteme und epistemische Dinge‘ geht der Weg zurück in die Welt des Labors, dahin wo die ersten wissenschaftssoziologischen Studien der zweiten Generation in den 1970ern begannen hatten. *Rheinberger* schlägt einen neuen Weg der historischen Nachzeichnung der materiellen Anordnungen der Laborwissenschaftler im 20. Jahrhundert vor. Ähnlich wie im Programm der ANT sind bei *Rheinberger* das Objekt der Untersuchung und der Herstellungsprozess von diesem untrennbar miteinander verwoben. *Rheinberger* greift die alte wissenschaftssoziologische Frage auf, wie



überhaupt neue Forschungsfragen und Untersuchungsgegenstände entstehen. Treiben die Fragen, die diese „Objekte“ generieren, weitere Forschungen an, dann nennt *Rheinberger* sie „epistemische Dinge“, der zentrale Begriff des Autors. Dieses Schlagwort passt gut in die Reihe von Begriffen, die von Wissenschaftssoziologen wie *Latour* und *Michael* eingeführt wurden, denn *Rheinberger* setzt voraus, dass auch epistemische Dinge widerständig sind, ein gewisses Maß an Unbestimmtheit haben, kurzum, so etwas wie ein Eigenleben besitzen, das von dem der Forscher unterschieden werden muss. Anknüpfend an *Derrida* und *Heidegger* geht *Rheinberger* von einem praktischen in der Welt sein aus. Das Denken der Wissenschaftler basiert auf deren handwerklichen Fertigkeiten und den in den Labors üblichen Bräuchen und Regeln. *Rheinberger* fragt damit nach der Verknüpfung des Forschungsobjekts mit den Bedingungen der Untersuchung. Es ist die lebendige Verbundenheit, das Leben in der Wirklichkeit, was eine Wissenschaftlerin nicht trennbar macht vom Beziehungsgefüge, in dem sie sich bewegt. Da, wo *Latour* von Kollektiven und *Michael* von *co(a)gens* reden, spricht *Rheinberger* – so scheint es manchmal – von „Experimentalsystemen“. Dies bedeutet einfach, dass nicht einzelne Experimente oder Versuchsaufbauten von Interesse sind, sondern eher die historische Entwicklung von Experimentalanordnungen. Mit Rückgriff auf *Ludwik Fleck* beschreibt *Rheinberger* diese Anordnungen als Entwurf des Forschers, der „ihm Wissen zu produzieren erlaubt, das er noch nicht hat“ (22). Experimentalsysteme, „die kleinsten vollständigen Arbeitseinheiten der Forschung“ (22), können „ohne weiteres mit einem Labyrinth verglichen werden, dessen Wände dem Experimentator zugleich sowohl die Richtung weisen als auch die Sicht verstellen“ (76).

Mit diesem Begriffsapparat im Handgepäck kann *Rheinberger* die von *Latour* zu Recht angeprangerte Trennung zwischen wissenschaftlicher Tätigkeit und sozialer Reproduktion der Laborgemeinschaft verbinden. Der Großteil des Buches widmet sich der Geschichte der Molekularbiologie, insbesondere derjenigen der Proteinsynthese *in vitro* von einer Gruppe von Wissenschaftlern im *Massachusetts General Hospital* in Boston. Die Zeitspanne umfasst die Zeit von kurz nach dem Zweiten Weltkrieg bis Mitte der 1960er Jahre. Und *Rheinberger* kann in dieser historischen Arbeit den Leser bei Atem halten, da er fast abwechselnd von Kapitel zu Kapitel zuerst ein paar wissenschaftshistorische und begriffliche Klärungen vornimmt und dann im Anschluss daran den konkreten Fall beschreibt.

Da, wo *Latour* und insbesondere die Beiträge in ‚Actor Network Theory and After‘ ihre Leser mit einer Vielzahl von verwirrenden und sich gelegentlich wieder ändernden Wortneuschöpfungen einiges an Durchhaltevermögen abverlangen, hat *Rheinberger* mit seinen Kernbegriffen der „epistemischen Dinge“ sowie der „Experimentalsysteme“ einen klareren Weg gefunden, und kann zusätzlich auch dem naturwissenschaftlich wenig vorgebildeten Leser Einblicke in die Welt der Molekularbiologie bieten. Ein Ansatz nach *Latour* würde den minimalistösen Versuchskonstellationen in *Rheinbergers* Beschreibungen sicherlich weniger Aufmerksamkeit schenken und stattdessen das Augenmerk auf die politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen und Transformationen außerhalb des Labors richten. Wo *Latour* immer eine große Tour macht, z.B. von der Entscheidung darüber, welche Regenwald-Bodenproben für welche Problemformulierung genommen werden bis hin zu den Formen, die diese Proben im Labor annehmen, fängt *Rheinberger* seine Untersuchung im Labor an und schaut nicht wesentlich heraus, da er seinen Fokus auf die Verwicklung der Menschen mit den Experimentalanordnungen auf der Arbeitsbank gerichtet hat. Das ist legitim. Ob *Rheinberger* mit dieser Lesart wissenschaftlicher Entwicklung seine na-

turwissenschaftlichen Kollegen allerdings besser überzeugen kann als *Latour*, steht jedoch auf einem anderen Blatt.

## VII.

Aber wie bereits angedeutet, *Latour* will weiter gehen als die bis jetzt diskutierten Arbeiten. Es spricht bereits für sich, dass alle Autoren oben besprochener Monographien, sowie die meisten der Beiträge in ‚Actor Network Theory and After‘, als Forschungsanleitung ihrer Arbeiten *Latours* Definition von „Hybriden“, wie er sie in ‚Wir sind nie modern gewesen‘ (franz. Original von 1991) eingeführt hatte, heranziehen. Einige Kernbegriffe seiner früheren Terminologie, einschließlich das „Hybrid“, sind im ‚Parlament der Dinge‘ jedoch nicht mehr zu finden. Auch von anderen Annahmen hat sich *Latour* verabschiedet. In einer Fußnote versteckt, bezeichnet *Latour* z.B. seine einstige Symmetrisierung von Naturen/Kulturen, einem der Kernpunkte oben vorgestellter Autoren und seiner früheren Arbeiten, sogar als „naiv“ (352); vermutlich, weil eine solche Herangehensweise nicht die Unterschiede zwischen Menschlichem und Nicht-Menschlichem „Handeln“ berücksichtigt hatte. Für das ‚Parlament der Dinge‘ kündigt er an, dass nun geklärt werden soll, wer und wie genau die Stimme erhebt für die nicht-menschlichen Dinge und Wesen in der Welt. Hiermit will er zeigen, dass ANT nicht nur als methodischer Zugang zum Feld dem beobachtenden Feldforscher das nötige Werkzeug mit auf den Weg gibt, um in den Beschreibungen und Analysen auch der nicht-sozialen Umwelt eine Kausalität zuzusprechen, sondern, dass der Begriffsapparat zu einem eigenen Ansatz einer politischen Ökologie gereiche. *Latour* nennt sein Buch unzweideutig „ein Werk der politischen Philosophie der Natur oder auch der politischen Epistemologie“ (302). Schon in ‚Wir Sind Nie Modern Gewesen‘ hatte er bemerkt, dass es höchste Zeit für ein „Parlament der Dinge“ sei, in dem Wissenschaftler, Politiker, Ökonomen und Moralisten gemeinsam über die Bildung von Subjekten und Objekten, Tatsachen und Werten entscheiden sollen. Wie genau denkt sich *Latour* dies nun? Das ist nicht leicht zu verstehen, und er bittet den Leser nicht nur einmal „um ein bisschen Phantasie“, denn „keinerlei Common sense kommt ihm zu Hilfe“ (211). Das Buch ist voll mit poetischen Formulierungen, konzeptionellen Sprüngen und einfallreichen Wortschöpfungen; Elemente, die nur bedingt *Latours* Argument erhellen. Das Verständnis wird allerdings viel leichter, wenn man sich von Anfang an darüber im klaren ist, dass es ihm nicht darum geht, konkrete politische Institutionen zu entwerfen, und schon gar kein nationalstaatliches Parlament. Das Parlament der Dinge ist vielmehr eine Sammlung von Grundbegriffen, die zusammen eine demokratische Theorie der heutigen Wissens- und Technikgesellschaft bilden können.

Ausgangspunkt von *Latours* demokratischer Theorie ist das Scheitern der Ökologiebewegung, da sie versucht habe, für „die Natur“ einzutreten, ohne zu verstehen, dass die Natur nur durch die Vermittlung der Wissenschaften in die Politik integriert werden kann. In ihrer praktischen Arbeit, so *Latour*, musste die Ökologiebewegung sich schon immer mit Gemengen aus Politik, Recht, Ökonomie und Wissenschaft beschäftigen. In ihrem Selbstverständnis aber knüpften Umweltschützer an der platonischen Tradition an und sahen ihre Aufgabe meistens darin, mit „der Wissenschaft“ die Politik zu beherrschen. Ein Ziel *Latours* ist es daher, die praktischen Versuche der Ökologiebewegung, für umwelbewissenschaftliche Erkenntnisse gesellschaftliche Akzeptanz zu gewinnen, konzeptuell zu erfassen.

Der Kern von *Latours* Ansatz in diesem Buch besteht aus einem neuen Verständnis von Politik. *Erstens*, der Begriff „Politik“ soll auf die praktische Arbeit von Wissenschaftlern ausgeweitet werden. Hiermit betreibt *Latour* ein ähnliches Projekt wie viele andere Sozialtheoretiker, die seit Jahren „das Politische“ in nicht-staatlichen Institutionen und Praktiken, wie die der Familie, der internationalen Wirtschaft oder der „Zivilgesellschaft“ thematisieren. *Zweitens*, wo *Latour* bisher Politik hauptsächlich im Sinne von strategischen Verhandlungsprozessen zwischen menschlichen und nicht-menschlichen Entitäten bezeichnet hat, geht es ihm in diesem Buch um kooperative Entscheidungsprozesse im Rahmen einer konstitutionellen Demokratie. Die Frage ist nicht mehr so sehr, wie Politik von Wissenschaftlern gemacht wird, sondern wie können Mitglieder einer politischen Gemeinschaft ihren „Kosmos“ auf demokratische Weise zusammensetzen. Zu den interessantesten Aspekten von *Latours* Politiktheorie gehören seine Überlegungen zur Beziehung zwischen Werten und Fakten und sein Verständnis von politischer und wissenschaftlicher Repräsentation.

*Latour* beginnt seine Abhandlung über Repräsentation mit der Hintergrundung des Klischees, das in der Wissenschaft „die Tatsachen für sich sprechen“. Das kann so natürlich nicht stimmen. Es kann aber auch nicht stimmen, dass die Wissenschaftler nur für sich selber sprechen. Viel mehr ist es so, dass Wissenschaftler durch ihre Instrumente die nicht-menschlichen Entitäten zum „Sprechen“ bringen. *Latour* gelangt somit zu der Behauptung, im Parlament der Dingen müssen nicht nur Politiker sondern auch Naturwissenschaftler als „Sprecher“ verstanden werden. Damit versucht er, wissenschaftliche Aussagen als Bestandteile eines politischen Diskurses zu verstehen. Die Behauptung eines Wissenschaftlers, dass z.B. britisches Rind die Kreuzfeld-Jakob-Krankheit bei Menschen verursachen könnte, hat enorme politische Konsequenzen und ist wissenschaftlich umstritten. Es macht wenig Sinn, so eine Behauptung als eine einfache wissenschaftliche Darstellung der Tatsachen zu beschreiben, denn „die Hälfte des öffentlichen Lebens ist in den Laboratorien zu suchen“ (101).

Die geordnete, gemeinsame Repräsentation von Menschen und Nicht-Menschen braucht natürlich ein Parlament, in dem die Sprecher sich versammeln können. *Latour* sieht in der modernen Verfassung ein Zwei-Kammer-System, in dem Fakten und Werte immer voneinander getrennt gehalten werden müssen. Dabei wird übersehen, so *Latour*, dass es eigentlich zwei Sorten von Fakten und Werten gibt. Es gibt neue Fakten – z.B. neue Daten über unbekanntes nicht-menschliche Entitäten oder Prozesse –, die die Mitglieder des Kollektivs überraschen, und deren Ursachen, Wirkungen und Bedeutungen noch unstritten sind. Und es gibt etablierte Fakten – z.B. die Gesetze der Thermodynamik –, die jeder akzeptiert und die einen festen Platz in der gemeinsamen Welt haben. Das gewöhnliche Verständnis von Fakten bezieht sich nur auf die zweite Sorte, die aber nur den Endpunkt eines langen praktischen sowie theoretischen Arbeitsprozesses darstellt. Es ist als ob man eine ganze Automobilfabrik mit dem Wort „Auto“ beschreiben würde (132).

Die gewöhnliche Vorstellung von Werten kombiniert auch zwei verschiedene Begriffe, die *Latour* auseinanderzieht. Manchmal werden Werte als persönliche Vorstellungen darüber, wie die Welt sein soll, verstanden. Solche Werte sind natürlich sehr bestreitbar. Andere Werte dagegen gehören nicht weniger als manche Fakten zu den etablierten Bestandteilen einer gemeinsamen Welt. Akzeptierte Vorstellungen darüber, was man tun „muss“ oder „soll“ sind von dieser Art.

*Latour* schlägt vor, etablierte und nicht-etablierte Fakten und Werte jeweils voneinander zu trennen, und in zwei neue Kammern einzuteilen, damit jede

Kammer eine Sorte von Fakten und eine Sorte von Werten zusammenbringt. Diese zwei Kammern entsprechen dann nicht mehr der alten Gewaltenteilung zwischen Fakten und Werten, sondern einer neuen Teilung zwischen einer „einbeziehenden Gewalt“ (das „Oberhaus“) und einer „ordnenden Gewalt“ (das „Unterhaus“). Das Oberhaus kümmert sich um die überraschenden Fakten und die bestrebbaren Werte. Es hat die Aufgabe, menschliche und nicht-menschliche „Anwärtler“ außerhalb des etablierten Kollektivs aufzuspüren und zu beschreiben, und eine möglichst breite „Konsultation“ über die Frage zu veranstalten, ob diese Anwärtler ins Kollektiv einbezogen werden sollen. Diese Anwärtler sind weder natürliche Wesen mit bekannten Eigenschaften noch Menschen mit akzeptierten Werten und Interessen. Sie sind „Assoziationen“ bestehend aus menschlichen und nicht-menschlichen Dingen, deren Eigenschaften und Interessen noch nicht festgelegt sind. „Objekte und Subjekte können sich nie assoziieren, Menschen und nicht-menschliche Wesen dagegen wohl“ (109). Asbestpartikel z.B. und die Wissenschaftler, die behaupteten, sie würden bei Menschen Krebs verursachen, bildeten lange Zeit eine Assoziation, die keinen festen Platz im Kollektiv hatte. Nach *Latours* Vorstellungen sollte die öffentliche Diskussion über die Eigenschaften von solchen Assoziationen schneller, grundlegender, und mit breiterer Beteiligung geführt werden als bisher. Die Tugenden des Oberhauses sind daher Neugier, Offenheit, Sensibilität, sowie Risiko- und Diskussionsfreude.

Das Unterhaus ist dafür zuständig, die Kompatibilität der Anwärtler mit den schon etablierten Werten und Fakten des Kollektivs festzustellen. Wo das Oberhaus auf Beratung beschränkt ist, da muss das Unterhaus Entscheidungen treffen. Ohne sich auf externe, transzendente Autoritäten zu berufen, muss das Unterhaus Verhandlungen führen und Kompromisse schließen, um eine Hierarchie der Anwärtler auszuarbeiten. Anwärtler, denen ein Platz ganz oben in der Hierarchie zugesprochen wird, wird die Unbestreitbarkeit ihrer Werte und Eigenschaften bescheinigt. Die, die unten landen, werden aus dem Kollektiv verwiesen. Das Unterhaus muss Fragen beantworten, wie z.B. ob die Assoziation der Asbestpartikel und der Wissenschaftler der Umweltbehörde *wichtiger* sind als die der Asbesthersteller und der Wissenschaftler, die behaupten, Asbest wäre gesundheitlich unbedenklich. Womöglich muss ein Kompromiss eingegangen werden, in dem Asbest ein gewisses Risiko zugesprochen wird. In Anlehnung an *Carl Schmitts* Begriff vom Feind – dessen Identifizierung bei *Schmitt* mit dem Herstellen vom kollektiven Selbstverständnis und kollektiver Verantwortung einhergeht, und daher zum Inbegriff des Politischen gehört – macht *Latour* das Unterhaus für die Konstituierung des Innen und Außen des Kollektivs zuständig. Feinden wird nicht die Existenzberechtigung abgesprochen, nur die Zugehörigkeit. Sie können zu einem späteren Zeitpunkt wieder an die Tür des Kollektivs klopfen. Die Entitäten, die aber integriert werden, erlangen den Status von Subjekten und Objekten. Im Vergleich zum Oberhaus, muss das Unterhaus die Fähigkeit haben, Diskussionen abzuschließen, Entscheidungen zu treffen, und Kausalitäten und Verantwortlichkeiten zuzuschreiben.

Im Vergleich zur modernen Verfassung, wo die Kammer der Fakten nur von Wissenschaftlern und Ökonomen betreten werden dürfte, und die der Werte nur von Politikern und Moralisten, bedürfen im Parlament der Dinge – der nicht-modernen Verfassung – beide Kammern die Zusammenarbeit von allen. Nach *Latour* sollen Wissenschaftler nicht mehr allein für die Objekte und Politiker allein für die Subjekte sprechen. Auch Nicht-Wissenschaftler sollen in der Repräsentation der Natur eine Rolle spielen. Anders gesagt, das gesamte *Demos* soll an der Bildung des Kollektivs beteiligt sein. Dementsprechend lautet

Latours Motto der nicht-modernen Verfassung: „keine Realität ohne Repräsentation!“ (168). Das heißt nicht, dass die verschiedenen Berufsgruppen nicht verschiedene Kenntnisse haben, aber sie leben alle in derselben Welt und alle bearbeiten denselben Stoff (180ff.). Latours detaillierte Darlegungen über die speziellen Fähigkeiten, die jede Berufsgruppe zur Zusammenarbeit beitragen könnten, kann hier nicht wiedergegeben werden. Er erklärt aber, dass es im Grunde nichts anderes ist, als so etwas wie die Zusammenarbeit von Maurern, Klempnern, Zimmerleuten und Malern, die mit ihren jeweiligen Fähigkeiten ein gemeinsames Haus bauen. „Es herrscht Arbeitsteilung, doch keine Teilung des Kollektivs“ (193). Die Entitäten, die in das Kollektiv integriert werden, sind nicht weniger von natürlichen Notwendigkeiten oder menschlichen Freiheiten gekennzeichnet als in der alten Verfassung, aber deren Eigenschaften und Interessen sind durch ein rechtlich-öffentliches Verfahren bestimmt worden. Latour betont, dass die Frage nach der Anzahl und dem ‚Wer‘ in einer solchen neuen Gemeinschaft nur durch „tastende Versuche“ (233) erkundet werden kann. Diese Versuche nennt Latour übergreifend das „kollektive Experiment“, ein Experiment von und mit allen (247).<sup>6</sup>

Als eine politische Theorie ist Latours Parlament natürlich nicht ohne Probleme. Viele Leser werden z.B. in seiner Politisierung der wissenschaftlichen Repräsentation eine Gefahr von Totalitarismus sehen. Was z.B. würde die Mächtigen daran hindern, ohne eine außergesellschaftliche Quelle der Wahrheit, diese einfach nach ihren Interessen zu bestimmen?<sup>7</sup> Dieser Einwand behauptet allerdings auf dem Fehler, nicht zwischen verschiedenen Formen von Politisierung zu unterscheiden, sondern Politisierung und Totalisierung gleichzusetzen. Die Politisierung, die Latour fordert, ist jedoch eindeutig eine demokratische (vgl. 333-34 n22). Von Ferne betrachtet fordert Latour eigentlich nur eine Demokratisierung der schon seit langem, meistens auf elitärer Basis, vollzogenen Politisierung der Wissenschaften durch Ethik-Kommissionen, Aufsichtsbehörden, Patentrechte, sowie das Ringen vieler Wissenschaftler um Medienprominenz.

Ein viel wichtigeres Problem aber liegt in Latours „Verwissenschaftlichung“ der politischen Repräsentation, die den wesentlichen Aspekten eines demokratischen Verständnisses von Repräsentation entgegenwirken. Bei Latour werden nämlich die Kriterien für gute Repräsentation auf „Treu“ und „Zuverlässigkeit“ reduziert. Politiker und Wissenschaftler beweisen zwar ihre Treue auf unterschiedliche Weise (192-3), aber Latour schaut nur, inwiefern jeder Repräsentant die geäußerten Meinungen, bzw. das beobachtete Verhalten ihrer Repräsentierten wieder gibt. Er stellt genau dieselbe Frage an Wissenschaft und Politik: „Wie kann man diejenigen für sich sprechen lassen, im Namen derer man sprechen wird?“ (102). Demokratische Repräsentation hat aber nicht nur damit zu tun, die Repräsentierten soweit wie möglich für sich sprechen zu lassen. Sie erfordert vielmehr eine Balance zwischen den Meinungen der Repräsentierten und der des jeweiligen Sprechers, über die wahren Interessen der Repräsentierten. Das heißt, im Vergleich zur wissenschaftlichen Repräsentation, die am ehesten als „Vermittlung“ von nicht-menschlichen Qualitäten oder Verhaltensweisen zu verstehen ist, benötigt (demokratische) politische Repräsentation eine Art Führungskompetenz seitens des Sprechers.<sup>8</sup> Obwohl eine politische Theorie der wissenschaftlichen Repräsentation durchaus sinnvoll ist, müsste sie solche Asymmetrien zwischen wissenschaftlichen und politischen Formen von Repräsentation berücksichtigen.

Ein weiterer Kritikpunkt liegt, wie bei einigen von Latours anderen Büchern auch, in seiner Tendenz zu einer voluntaristischen Vorstellung von Po-

litik. Er besteht darauf, dass das Kollektiv mit „ausdrücklichem Willen“ (173) derer zusammengesetzt wird, die das Kollektiv ausmachen. Latour fordert nicht, alle bisherigen nicht-demokratischen Kenntnisse der Naturwissenschaften über Bord zu werfen, aber von soziologischen Einsichten über die Beziehung zwischen politischem Willen und politischen Strukturen macht er wenig Gebrauch.

Mit diesem Buch scheint Latour allerdings endlich da angekommen zu sein, wo er vermutlich schon lange hin wollte. Vor allem im Rahmen der „Science Wars“ hat Latour das meiste Aufsehen wegen seiner Attacken auf traditionelle Epistemologien erregt. Aber schon seit ‚Wir sind nie modern gewesen‘ wurde seine Aufmerksamkeit zunehmend auf die Rolle der Wissenschaften in der Gesellschaft gerichtet, bzw. wurde verbunden mit dem Versuch eine politische Theorie der Natur zu entwerfen. Man kann nur hoffen, dass das ‚Parlament der Dinge‘ genau so sehr für seine politischen Argumente als auch für seine epistemologischen Implikationen Aufmerksamkeit finden wird.

### VIII.

Abschließend kann gesagt werden, dass, sowohl die wissenschaftssoziologischen Arbeiten aus der ANT als auch Rheinbergers wissenschaftshistorisches Buch und die ethnologische Studie von Krauß, die implizite Frage, wie die Sozialwissenschaften theoretisch darauf reagieren, dass Gesellschafts-Natur-Beziehungen als kommunikativ-interaktiv verstanden werden sollen, in eine Richtung treiben, die nicht nur einleuchtend, sondern von ihrem Duktus her erfrischend ist. Allerdings wird die Soziologie – und nicht nur die – hier ins Herz ihres Verständnisses von Handlung, von Kommunikation, vom Sozialen und von ihrem – sowieso nie klar definierten – Untersuchungsobjekt Gesellschaft getroffen. Da aber die saubere Trennung zwischen einer rein symbolischen und einer rein kausalen Interaktion lediglich analytisch eingezogen wird, sollte es auch für soziologische Beobachtung legitim sein, sich um die hybriden Formen der Kommunikation zu kümmern. Die hier vorgestellten Bücher sind dazu ein Anfang. Und als das müssen sie bewertet werden. Sie versuchen Antworten, die gut begründet einen soziologischen Purismus zu überwinden suchen und die die theoretischen Diskussionen über ein neues Grundverständnis der Soziologie und benachbarter Disziplinen, insbesondere der Politikwissenschaft, nur weiter beflügeln können. Und das kann nur allen recht sein.

### Anmerkungen

- 1 Bruno Latour und Steve Woolgar (1979). *Laboratory Life: The Social Construction of Scientific Facts*. Beverly Hills: Sage. Zwei weitere Klassiker dieses Genres: Karin Knorr Cetina (1984 [1981]). *Die Fabrikation von Erkenntnis: Zur Anthropologie der Naturwissenschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp und Michael Lynch (1985). *Art and Artifact in Laboratory Science: A Study of Shop Work and Shop Talk in a Research Laboratory*. London: Routledge & Kegan Paul.
- 2 Dazu anschaulich: Steve Woolgar (1983). „Irony in the Social Sciences“, in Karin Knorr Cetina und Michael Mulkay (Hrsg.), *Science Observed: Perspectives in the Social Study of Science* (pp. 239-266). London: Sage.
- 3 Versuche hierzu insbesondere Bruno Latour (1995 [1991]). Wir sind nie modern gewesen: Versuch einer symmetrischen Anthropologie. Berlin: Akademie Verlag, sowie Science in Action: How to Follow Scientists and Engineers through Society (1987). Cambridge, MA: Harvard University Press. Weitere prominente Autoren aus diesem Umfeld sind Michel Callon und John Law. Siehe auch die Beiträge in Michel Callon, John Law und

- Arie Rip (Hrsg.), (1986). Mapping the Dynamics of Science and Technology: Sociology of Science in the Real World. London: Macmillan.
- 4 Am prominentesten zu nennen wäre hier der Band von Alan D. Sokal und Jean Bricmont (1999). Eleganter Unsinn: Wie die Denker der Postmoderne die Wissenschaften missbrauchen. München: Beck.
  - 5 Clifford Geertz (1990 [1988]). Die künstlichen Wilden: Anthropologen als Schriftsteller. München: Hanser.
  - 6 Die Idee eines kollektiven Experimentes findet sich bereits im Konzept der ‚Realexperimente‘ der 1980er Jahre. Siehe beispielhaft Wolfgang Krohn und Peter Weingart (1987), „Nuclear Power as a Social Experiment: European Political ‚Fall Out‘ from the Chernobyl Meltdown“, in Science, Technology & Human Values 12 (2): 52-58, sowie Wolfgang Krohn und Johannes Weyer (1989), „Gesellschaft als Labor“, in Soziale Welt 40 (3): 349-373.
  - 7 Vgl. Jörg Lau, „Bescheidwiser in die Politik“, Besprechung von Bruno Latour, Das Parlament der Dinge, DIE ZEIT, Nr. 11, 7. März 2002.
  - 8 Latour selber scheint diesen Punkt bemerkt zu haben, in dem er als einen besonderen Beitrag der Politiker zur gemeinsamen Arbeit der Repräsentation, ihnen die Fähigkeit zuschreibt, jene zu „verändern, deren Meinung sie getreu zum Ausdruck bringen sollen. Treue ändert ihre Bedeutung. Kein Wissenschaftler würde sich herablassen, diesen gefährlichen Weg einzuschlagen, der für ihn einer Lüge gleichkommt“ (S. 189; Herv. im Orig.).